

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 197 (1918)

Artikel: 's Vreneli und die Frauenspende
Autor: Birnstiel, J.G.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-374588>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

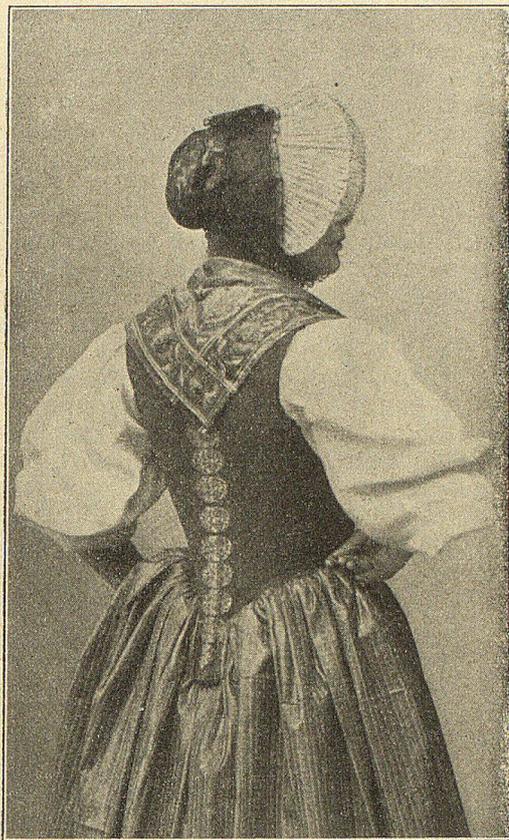
Download PDF: 04.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„Tuffetten“ bürgerten sich in verschiedenen Gegenden der Schweiz derart ein, daß sie z. B. in Außerrhoden wie im Glarnerland zur Volkstracht wurden. Für die Röcke war vielfach ein Stoff verwendet worden, dessen Gewebe, aus Leinen und Wollenfäden hergestellt, ein Glanz anhaftete, wie der Seide. Diese Stoffe waren in Streifen oder in Blumenmustern gewoben.

Die Unterröcke bildeten stets ein Prunkstück, auf das man sich nicht wenig einbildete und aus diesem Grunde auch fast immer den Oberrock schürzte. Auf dem einen Bilde sehen wir einen solchen, den man „Wolkner“ bezeichnete.

Es war Mode, die weiten Röcke derart aufzunehmen, daß man sie mit den Ellbogen festhielt, indem man sie an die Hüften andrückte. Die ebenfalls aufgebauschte, dunkelfarbig gemusterte Schürze wird von den mit roten, langen Lederhandschuhen versehenen Händen mitsamt dem Kirchenbuch gehalten. Das Buch war mit Silber beschlagen. Allgemein dürften die Hemdärmel zu zwei Puffen mit schwarzen Sammetbändern unterbunden worden sein. Vom Nieder ist hier wenig sichtbar.



Rückenansicht des Niders und der Touffette.

Ein buntes Halstuch deckt die Taille.

Männer wie Frauen hatten ihre Schuhe mit Schnallen besetzt; runde, ovale und eckige, messingene und silberne wechselten je nach Geschmack und Vermögen.

Die regen Handelsbeziehungen mit der Stadt St. Gallen, der lebhafte Verkehr, den die blühende Stickerei-Industrie mit sich brachte, der starke Fremdenbesuch wegen den berühmten Wollenkuren in Gais ließen den Eigenarten, die in Außerrhoden zur typischen Frauenvolkstracht geworden, keine lange Lebensdauer.

Die französische Empiremode, die um 1800 den Geschmack der Städterinnen erobert hatte, erfreute sich nach wenig Jahren auch der Gunst der Bewohnerinnen von Außerrhoden.

Die Wülste an den Hüften, die steifen, hohen Nieder mit dem Silberbesatz, die silbernen Ketten und Rollen wurden der neuen, schlichten Mode geopfert. Auch die originellen, Verheiratete und Ledige von einander unterscheidenden Hauben und Haarpfeile wurden abgelegt. Man kleidete sich völlig städtisch nach der allgemeinen Mode.

's Breneli und die Frauenspende.

Erzählt von J. G. Birnstiel.

Aus gutem Holz war das Breneli, aus wahrschafstem Schweizerholz. Wohl war es nur eine Magd, aber ich weiß von mehr als einem unscheinbaren Mägdelein, das größer war als die stattlichste Frau. Und da und dort hat ein einfaches Dienstmädchen in Küche und Keller hantiert, das dem Vaterland größere Augenweide war, als manch' pompöse Dame in Hut und Schleier, Sammet und Seide.

Breneli diente bei der Frau Ratsherr in der Stadt. Sein Dienen war Schinden und Schaffen in Haus und Garten, Waschküche und Kammern von früh bis spät. Fast alles machte es allein, denn die Frau Ratsherr ließ wenig an ihre weißen Finger kommen.

Auch das Mägdelein ließ sie nie zu nahe an sich kommen. Sie behandelte es auf Distanz und in der ersten Zeit redete sie mit ihm nur in der dritten Person: „Gang sie uf de Märt — und kauf sie mir e Buschle Spargle zc.“ Erst später ging sie aus

der dritten Person Singularis in die zweite über und traktierte das Mädchen mit du, doch allezeit lieber im Feldweibelton als mit „Menschen- und Engelsstimme.“ Das Brot schnitt sie ihm ab, nach dem Ermessen ihres Altweibermagens und nicht in Rücksicht auf Brenelis Jungfernmagen. Essen mußte es per se in der Küche. Sonntage und Feierabende fanden es im engen Kämmerlein. Dort war es ihm auch erlaubt zu lesen, sofern es wollte.

Lesen? — Ach, du mein Trost — was hat eine simple Magd zu lesen? Bücher, Geschichten? — Auch das. Doch Breneli war nicht anspruchsvoll. Dann und wann war ihm eine Zeitung eben recht. Und nicht erst auf der vierten Seite fing es an zu lesen; nicht jenem Bäckfisch glich es, der einmal bekannt hat: „mi intressieret nu d' Mörd und Bränd,“ nein auch für vaterländische Dinge hatte es Sinn und Verstand. Dies gute Erbe hatte es nebst einem Bündel Kleider aus seinem Vaterhause mitgebracht. Daheim hatte es Sonntage gehabt; Sonn-

tage mit einem Vater oben am Tisch, der im Land herumgekommen war, als Bürger gern bei wichtigen Dingen mittat und etwas davon zu berichten wußte. Neben Milch und Bauernbrot hatte es gesunde Schweizerkost auch für Herz und Gemüt bekommen.

Breneli war aber, im Vertrauen gesagt, noch mit einem besondern Band ans Vaterland gebunden. In seinem Herzkammerlein hing ein Bildchen, wie mit einem Nagel fest in die Wand geschlagen. Das stellte einen wackern Jungen Namens Ali vor, der fast seit Anbeginn der Grenzbesetzung als Fahrer bei den Kanonen war und dem die Montur, auch die feldgraue, ganz prächtig stand.

Freilich hatte er das zweifelhafte Glück, den Sohn der Frau Ratsherr als Offizier zu haben, einen Roß- und Menschenschinder schlimmster Sorte, einen Gamaschenreiter und Brüllhuber, dem das Tüpflein einer Exerzierregel oder der Knopf an einer Uniform unendlich wichtiger war, als die schneidige Lösung einer taktischen Aufgabe im Manöver — wofür er übrigens auch den Kopf nicht hatte.

Doch, was kümmerte sich Breneli um den Leutnant! „Wenn mein Ali nur gesund ist,“ dachte es, „das andere wird sich geben — und eine große Sache ist's einewäg ums Militär und um die Verteidigung des Vaterlandes.“

Weil es denn so urchig vaterländisch war und hie und da einen Blick in die Zeitungen tat, so entging ihm auch der Aufruf für die Schweizerische Frauenspende nicht. Fast auf Schritt und Tritt sann es der Sache nach, bekam Herzklopfen vor Stolz auf die Würde der Schweizerinnen, die ein großes Frauenopfer auf den Altar des Vaterlandes legen durften. Und es spann im Kammerlein am Faden des Gedankens: „Wie mach' ich mit? Wo nehm' ich's her? Wie viel? O nur recht viel! Für so ein Vaterland ist nichts zu viel!“

Frau Ratsherr ahnte von Brenelis Gedanken nichts. Ihr Sorgen und Sinnen ging andre Wege. Nicht Vaterlandes Not war, was sie drückte. Ihr bangte ums eigene Ich und Haus. Gespenster sah sie und machte aus Mücken Kameele. Die große Zeit fand sie klein, wie andere kleinlichen Leute. Machten andere vornehme Frauen den Beutel auf und sagten: „Jetzt laßt uns ein Uebrigtes tun,“ dann schnürte sie den Beutel nur noch ängstlicher zu. Jeden Rappen wendete sie zweimal um, bevor sie Abschied von ihm nahm. Die Putzfrau im Waschhaus und die Schneiderin auf der Stör sollten ums Essen schaffen und dafür danken. Auch der Magd drohte sie mit Kürzung des Lohns.

Tat sie zwar nach außen noch vornehm und groß, natürlich dem Stand und Rang zulieb, so geizte sie um so mehr daheim, über Brod und Hasermus. Schrecklich wettete sie über den Weltfönn der Leute und übersah darüber den Geldfönn im eigenen Herzen.

Zur Kirche ging sie mehr als je, doch half's nicht viel. Alles sah sie Schwarz in Schwarz und bangte vertrauenslos um Alles, um die Kleider im Kasten,

um den Sohn im Feld, und nicht am wenigsten ums Geld auf der Bank, von dem sie einen hübschen Teil in bar geholt. Wenn aber der Pfarrer von den Gottlosen predigte, die keinen Frieden haben oder von den Furchtsamen, die bis weit über die Knie im Wasser heidnischer Sorge waten, dann dachte sie an Hinz und Heinz und andere gottvergeßene Seelen.

Und die Frauenspende? Ach, du heiliger Sebastian! Wie kann man auch? „Als ob wir keine Steuern hätten!“ seufzte sie auf. „Stüre, daß eim's Ligge weh tuet“ und im Schimpftön fuhr sie fort: „Averschant! — und jez no erst e bsunderi Frauenspendi! Zue was! Verbruchet d' Manne's Geld vom Staat und rüehret allethalbe mit de große Chellen a, so söllet d' Manne bleche und d' Wyber uf der Syte loh!“

So plädierte Frau Ratsherr, verschwor sich hoch und teuer, mit keinem Rappen auszurücken, hielt die Grenzbesetzung für eitel Luxus und weilte keine Minute beim Gedanken: Wer jahraus, jahrein vom Vaterland empfängt und lebt, der darf auch einmal geben.

Und leider war sie, wie tapfer viele Frauen der Stadt sich hielten, mit solcher Gesinnung nicht allein. Im Bostonklub, am literarischen Abend, beim Kinderkrippentee, im Cercle français und wo sie sonst mit Bekannten und Verwandten sich zusammensand, da gab es Leute, die angesichts der Frauenspende ihre Zunge wehten.

Und geschah ihr denn nicht recht, dieser neuen Steuer? — Poß Bomben — wo man nach allen Seiten schon so vieles tat: für Belgierkinder, für pathenbedürftige Franzosen, Blessierte, Evakuierte, Internierte, Armenier, Galizier, Polen. Und nun noch das Vaterland mit dem Bettelsack! „A bhüetis!“ Alles was recht ist, doch was zu viel ist, ist zu viel!

So stürmt es in Frau Ratsherr's Seele. Ein Abend aber fiel ihr gar grüßli schwer aufs Herz. 's war grad am Tag, bevor in ihrem Städtchen die Sammlung für die Frauenspende beginnen sollte.

Freilich nicht das war's, was sie innerlich bedrückte, denn damit war sie bei sich selber lang im Klaren. Ein Anderes lag ihr quer, ein Etwas, dem sie nicht entrinnen konnte, wie der Frauenspende. Ein kleines Nötchen sagte Alles: „Vermögenssteuer — zweite Rate 1915.“ Wie viel denn? fragst du lieber Leser — Pst! — wer mag so gwündrig sein! Nur so viel: In Fünflibern aufgeschichtet gab's einen mehr als stattlichen Silberzapfen!

„Se nun — wenn's sein muß!“ sagt sie mit schwerem Seufzer, rollt das Geld und wickelt alles ein. Versiegelt das Papier und schreibt geheimnisvoll darüber: V. S. (= Vermögenssteuer).

Doch zurück zum Breneli. Wie war's inzwischen ihm gegangen? Gut war's gegangen. Mehr als gut! Den Ali hat es vorbereiten gesehn, als raselnd ein ganzes Regiment übers Pflaster des Städtchens fuhr, Roß an Roß, Wagen an Wagen, und dazwischen Kanonen mit graugrünen Schildern

und mächtigen Röhren, vorn aber, in der Mitte und hinten schmucke Soldaten und sprengende Offiziere. Uli's Augen hatten Brenelis Fenster gefunden. Sei die Freude! Ja nicht nur dem Uli galt der Jubel in Brenelis Herzen. War das alles, was vorbeigezogen war, nicht ein Stück Vaterland gewesen? — ein blitzender Ring an seinem Geschmeide — eine glänzende Schuppe an seinem Panzer?

O das Vaterland! — wert auch von Frauen-
 augen begrüßt zu werden! Und Frauenhände — hatten sie nicht da und dort im Land das ihre schon reichlich getan? Waren sie nicht zu Stadt und Land schon für die Frauenspende geflossen, die Zehn- und Hunderttausende? Hat nicht sogar Brenelis Heimatdorf, wie in der Zeitung stand, einen braven Lutz getan — einen ganz währschaffen Lutz — und der war doch nur getan von Weibern eines armen Dorfes!

„Ehrensache!“ — sagte Breneli vor sich hin, mit einem ordentlichen Stolz. „Ehrensache für jede Schweizerin, die einen vorigen Franken hat!“ Und verstoßen schloß das Mägdlein den Koffer in seiner Kammer auf.

Ein paar Stunden später stand es „schüch“ und verschämt am Schalter der Bank, das blaue Sparheft in seinen roten Küchenhänden und forderte, unter Stottern, vom Guthaben zwei, man höre, zwei blanke Silbertaler heraus.

„Zehn Franken, — voilà!“ sagte der Kassier. Klöpfte die beiden Fünfliber platt auf den Tisch, guckte mit lustigen Augen über die Brille und spaßte durchs Fenster: „Biel Vergnügen — Jungfer — auf den Tanz!“

„Was Tanz?“ gab das Mädchen zündrot zurück. „I cha mi's Geld, weiß Gott, für gschideri Sache bruche!“

„Glaub ich“ — sagte der Bankkommis, — „wozu denn etwa, wenn man fragen darf?“

„Nemel sicher nöd für Back oder Bier oder anderi Jungfellenarreteie! Han i's mit Ehre verdient, so wer' is wohl auch z' Rechte bruche!“

Lachend verchwand der Kassier am Schalter. Vergnügt zog Breneli des Wegs mit seinen Talern.

Schon früh am andern Morgen, als es glühenden Angesichts den Stubenboden plochte, erschien Frau Ratsherr unter der Tür in Grand tenue: „I mueß hüt fort of Züri“ sagte sie, „und chomen erst am Obed wieder zruok. Paß guet zu Allem uf. Loß Niemert ine; blos wenn der Jünger öppe chäm, für d' Stür, so gib'm was d' im Salon uf em erste Gstell vom Schribtisch zuededt mit Jntige und Briefe findst!“

In sündlicher Gewohnheit hatte Breneli nur mit einem Ohr gehört. Drum murmelte es im Alleinsein vor sich hin: „Was het sie g'seit? Bon ere Liebestür die Eine go hole chömm? Was mag das tuisig's sy? — He, chast au fröge, du Eifalt du, — es wird doch öppe d' Frauenspendi sy!“ — 's best ist, me luegi!“

So plauderte die Zerstreute und trat die Entdeckungsreise in den Salon an. Wie lang die Reise währte und was im Hochgenuß des Alleinseins das Mädchen alles bewunderte, beguckte und betupfte, das sei hier nicht verraten. Ehrlich war sie ja und keinem Faden, der nicht ihr gehörte, hat sie je ein Leid's getan, das mußte selbst der Reid ihr lassen. Aber wunderföchtig war sie auch, wie viele Evastöchter.

Ihr munteres Treiben gefiel sogar den Ahnen, die aus gol-

digen Rahmen mit vergnügten Gesichtern, hübsch rotbemalten Bäcklein und blauen Augen von der Wand hernieder schauten.

Endlich war sie auf der letzten Station der Reise, beim Schreibtisch angekommen, sank in den Polsterstuhl und nestelte unter allerlei Papieren.

Sei ja! Gefunden! — und welch' ein Fund! Eine schwere Rolle, gleich einer dicken Eisenstange. Wohl verpackt und angeschrieben mit zwei großen Zeichen.

Breneli las und mußte immer wieder lesen. Fast gingen ihm in Rührung und Wonne die Augen über. „I ha-n-ere Urecht tue!“ rief es ein über's andre Mal aus. „Wahrhaftig — Urecht ha-n-ere tue! — Sparsam isch si jo allwil ghy — doch gitig also nöd. Jez lueg me doch do: e söttigi Summ! Gwiß wit über hundert Franke. Und alles fürs Vaterland, für d' Frauenspendi! He jo — es stoht doch schwarz und wiß vor Auge:



V...raue S...pendi!

Will's göllig -- en Zwysel chunnt do nümme uf!
 (I säg dem Leser numme lieli is Dhr: 's Breneli het wit und breit als sittsams, schaffigs, prächtigs Meitli gulte, doch d' Orthographie ist leider nie sini Stärkt gsy!)

Am Abend stieg die Frau Ratsherr am Bahnhof wieder aus und es glänzte ihr Gesicht. War's vom Schein der Abendsonne, die eben hinter die Tannen des Stadtwaldes sich verkoch, und noch ein paar goldene Speere warf, oder lag ein Widerschein genossener Tagesfreuden auf dem runzligen, strengen Angesicht?

Die sonst so strengen Augen leuchteten wie zwei Lichtlein an einer Herrschaftskutsche, als sie den langen Weg vom Bahnhof zum Städtlein schritt. Aber kein Sterblicher ahnte, wie nahe der Sturmwind sei, der diese Lichter grausam löschen sollte.

Als nämlich die Frau das untere Tor verließ und gegen den Marktplatz schritt, da kam ihr ein Mann entgegen, ein rundlicher Alter -- der Herr Amtsrichter. So vergnügt kam er, wie der Vollmond im Mai, wenn er über blühenden Gärten seine beste Laune hat.

Strahlend vor Freude und händereibend trat der Richter auf die Rätin zu und lagenbuckelte, wie einer der etwas gut zu machen hat: „Nei! -- die Ueberraschig, Frau Ratsherr! Mir hend jo Thri Güeti kennt -- doch so öppis -- e derigs G'wicht uf d'Woog -- das hättet mir nie erwartet! -- Und sogar no d' Jumper Berena ist mitg'riffe worde vo Ihrer überschwengliche Herzesgüeti! I chan Ihnen nöd säge, Verehrtesti, wie glücklich mini Frau vom hütige Gang in Ihres Huus --“

Weiter kam der Begeisterte nicht, denn seine Augen begegneten einem steinernen Gesicht und zwei weit-offenen Auger, die aussahen wie die dunklen Punkte unter zwei ungeheuren Fragezeichen.

„I verstoh Sie nöd, Herr Richter!“ sagte in sichtlich Ungeduld die Angeredete, und fuhr fort: „Thri Frau -- ? -- am hütige Tag -- bi mir im Hus -- zue was?“

„Eh zieret Sie sich nöd, mi Gueti! Sie wüßet scho um was sich's g'handlet het. Sie wend's verberge, wil die Recht nöd wüsse söll, was die Linkt tuet. Thri B'scheideheit in Ehre, Frau Ratsherr, i will's jo g'wüß nöd an die großi Blocke henke, doch Thne, Thne mueß is offen use säge: E sone Gob für en guete Zweck ist eigetli e Tat. Me het's bereits erfahre, chum hend e paar andri Fraue gseh, wie tüf in Sac Sie g'längt hend, und daß sogar no Ihres Mägdli, e so ne armi Gutte, meh als en Wochenlohn het chönne opfere, do het keini welle dihinne blibe und mengi het us dr Just en offes Händli g'macht. Meh will i nöd verrote!“

Je runder das Gesicht des Richters wurde, desto länger streckte sich das der Ratsherrin. Sie ahnte etwas und wollte doch nicht glauben. Sie schaute drein, als müsse sie fragen, am wievielten Schoppen der Herr Richter gewesen sei, als er das Haus „zum Lamm“ verlassen und auf sie zugesteuert sei?

Auf einmal ward ihr die Sache zu dumm; sie kehrte sich ab und warf im Weggehn schnippisch hin: „Gnueg jez vo dere Fasnacht, Herr Richter! Bruchet Sie en Esel, um d' Zyt mit ihm z'verduble, so suechet Sie wo Sie wend! I halte mi z' g'schid defür!“

Sprach's und marschierte, ungeachtet ihrer Jahre und ihrer Weiblichkeit mit wahren Hujarenschritten heimeszue. Breneli sah sie kommen und war zu freudigem Empfang bereit. Der ahnungslose Engel! -- er wußte nicht, daß die Herrin nicht als ein Stück blauen Himmels wiederkehrte, sondern als eine Wetterwolke, geladen mit Donner, Blitz und Hagel.

Sobald die Heimgekehrte den nötigen Schnauf zum reden hatte, begann sie mit hochnotpeinlichem Verhör: Wer da gewesen? -- Die Frau Richter. Was sie gewünscht? -- Kollekte, so, die Frauenspende! ... Was man ihr gegeben? -- Kolle, überschrieben mit V. S. und gut versiegelt. -- Stimmt! -- Und das Kollektenscheusal hat's mitgenommen? -- Mitgenommen; das glaub' ich! -- und ist schwarzelnend und höfelnd abgezogen? -- Ha hahaha! Ja, zum Lachen wär's, wenn man nicht lieber



M. H. 247

brüllen möchte! Herausbrüllen, hörst du blüh-dummes Burefusi... du Troddel, elendiger. — Hör doch: Was für Augen hattest du in deinem Esels-kopf? Weißt du, was du getan? — Um die Vermögenssteuer hast du mich gebracht! — Heule nur, du miserabler Tropf! — Dumm, wie Bohnen-stroh warst du immer! Doch, daß du — auch schlecht siehst — schlecht — das wußte ich nicht!

Jetzt stellt Breneli sein Weinen ein. Wie eine rote Fackel glüht sein aufgeworfenes rotes Haupt und seine blühenden Augen fragen: „Schlecht nennst du mich — sag' hab' ich dir jemals einen Knopf gestohlen?“

Die Ratsherrin, einmal in der Offensive, rückte näher, schaute das Mädchen durchbohrend an und fauchte: „Und hast ja der Bettlerin noch von dem Deinen mitgegeben — was? Wie schön! Und wie viel? Ach was: zwei Taler! Großartig, du Tschappel! — Du, — zehn Franken, der du nicht viel mehr als die Strümpfe an deinen Füßen dein eigen nennst! — Wie kommst du zu zwei Talern — hä? — Mensch! Schau mich an, sag's heraus und lüge nicht: wo hast du dich vergriffen?“

Hochaufgerichtet stand auf einmal das also beschimpfte Breneli da. Bleich wie die Wand, doch nicht vor Furcht. Worte fand es nicht, aber eine stolze Verachtung mengte sich in seinen Schmerz und in seinem Innern brach sich das Hochgefühl der Unschuld Bahn, wie's ein Gerechter hat, wenn die Welt ihm Alles nimmt, nur das nicht, was man einem Braven nicht mit zehn Rossen aus dem Leibe reißen kann: den Reichtum des guten Gewissens!

Ohne ein Wort zu sagen ging das Mädchen auf seine Kammer, packte seine Habseligkeiten zusammen, verbrachte eine schlaflose Nacht und trat am Morgen mit der Erklärung vor seine Gebieterin, daß seines Bleibens hier keine Stunde mehr sei. Lieber im Elend untergehn, als noch einen Tag da verweilen, wo man ihm das Schlechteste traue.

Und Breneli kam ins Elend. Doch ging es nicht drin unter. Es wollte, dem Vater ein Leid zu er-

sparen, nicht heim und schlug sich durch mit Stundenarbeit und hartem Lohn, mit Heimweh und Hunger.

Und das Vaterland, dem es ein Opfer gebracht, ach, das Vaterland, wußte von allem nichts! Vom Krieg umbrandet und mit mannigfacher Not bedroht hatte es kein Auge für ein armes Mädchen mit rissigen Fingern und rotgeschwollenen Augen.

Und doch! — eines Tages kam das Vaterland. In Gestalt eines stattlichen Soldaten mit Sporen

und Wachtmeister-schnüren kam es und blickte drein wie die Sonne, wenn sie an einem Bettagsmorgen über die Berge kommt und im Spiegel des Sees mit Lachen ihr eigen Bild beschaut.

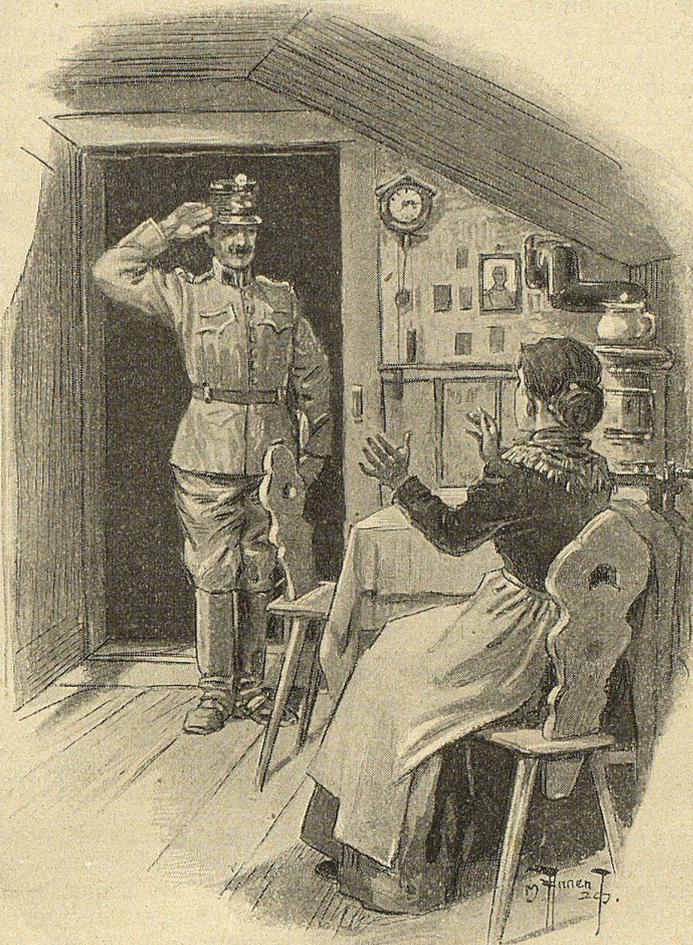
Uli hatte sich brav gehalten und weil er einen grundgütigen und gescheidten Hauptmann hatte, der mit einem Auge mehr sah, als der fatale Leutnant mit vierein, nämlich mit zwei Augen und zwei Brillengläsern, so kam an den Tag, daß der allzeit fröhliche Fahrer vor dem ersten Geschütz der Batterie, ein Soldat aus ganz solidem Stoff sei. Die Kameraden ergötzten sich an seinen Spässen und Liedern und der Hauptmann zupfte vergnügt am Bart, wenn er sah, wie Uli so menschlich mit Roß und Mann umging.

So wurde aus dem Gemeinen ein Unteroffizier. Nein noch

mehr. Der Unteroffizier sollte später noch ein Kommando über Scheunen und Ställe, Rosse und Knechte erhalten. Und das kam so.

Eines Tages, es war noch in der Zeit des Grenzdiensts, stand ein wild scharrendes Roß vor einem kleinen Herrschaftswagen. Drin dehnte sich der Hauptmann, der in Eile zum Bahnhof der nächsten Stadt geführt sein wollte, und auf dem Bock saß Uli. Mitten auf der Fahrt scheute plötzlich der aufgeregte Gaul und raste, wie die Kugel aus dem Rohr, vorbei an Abgründen und Wehrsteinen, daß die Räder Funken schlugen und der leichte Wagen in allen Rieten und Leisten krachte. Eine Weile schien es, als reite der grinsende Tod daneben.

Doch Uli siegte mit eiserner Hand und sanfter Stimme und dieser Sieg war nicht der einzige, den



er im Dienst erfochten hat. Wo in der Batterie ein vierbeiniger Kappelkopf war, der biß und schlug und keinem sich fügen wollte, da wurde ihm Uli langsam aber sicher Meister. Das schrieb sich der Hauptmann hinter die Ohren. Er hatte im Zivilleben einen Großbetrieb und brauchte eben einen Mann, dem er Stallungen, Scheunen und Knechte anvertrauen konnte. So kam der Uli auf den Weg, ein gemachter Mann zu werden, der, wenn's sein mußte, auch eine Frau erhalten konnte.

Freilich war er's noch nicht, als er an einem Sonntag sein Breneli im Giebelkammerlein eines alten Miethauses fand, doch er trat so wuchtig auf mit klirrendem Sporrentritt, als ob er schon lange in Amt und Würden wäre.

Was dort oben im Kämmerlein verhandelt worden ist, hat niemand erfahren, als der Sonnenstrahl, der durch eine Mansardenlücke auf ein Tischlein fiel, an dem zwei glückliche Menschenkinder saßen.

Das eine dieser Menschenkinder hatte eine tiefe Stimme mit viel Gemütston und erzählte — und das andere saß, mit verschränkten Armen an den Stuhl gelehnt da, und je mehr dieses Andere hörte, desto rostiger wurden unter blonden, sonnvergoldeten Haarwellen Stirn und Wangen. Und Augen machte es, wie ein verzaubertes Armeleutkind, das durch ein Guckloch seiner dunkeln Hütte plötzlich in die Märchenpracht eines Palastes schaut und darin sich selbst als Königin schalten und walten sieht.

Bevor der Uli wieder ging, legte er seinem Schatz als Erspartes einen Teil seines Goldes hin: zehn bligblanke Franken und mitten in allem einen

Schweizerfünfliber, funkelnagelneu, als wär' er gestern erst aus der Münzanstalt von Bern gekommen.

Als die Sonne schon halb hinter den Bergen und der Wachtmeister weit über der Brücke im Land drunten war, lag noch ein Abendrotschein auf dem leuchtenden Schweizertaler, auf den das Breneli mit verträumten Augen schaute, bis Mutter Helvetia auf dem Silber zu lächeln und zu reden begann:

„Ja — schau mich nur an, ich bin's, die Landesmutter — oder wenn du lieber willst, das Vaterland! Ich kenne meine Kinder und dich auch. Und weil du kürzlich, deiner Armut zum Troß, mit denen warst, die ein Frauenopfer für mich hatten, in meinen schweren Tagen, so bin ich gekommen, dir zu danken. Dafür am meisten, daß du sogar für mich gelitten und auch im Leid, als ich keine Zeit für dich hatte, mich nicht beschimpfdest mit den Tausenden, die immer von mir zehren wollen und nie und nichts zu geben haben!“

Das war seit langem Brenelis glücklichster Tag. Ob es nun seinen Uli schon hat und mit ihm lebt, das ist mir unbekannt. Doch eines weiß ich ganz gewiß: Wenn die Landesmutter je wieder mit einer Bitte an die Schweizerfrauen kommt, so tut das Breneli wieder mit. Und ist es erst einmal so weit, daß es dem Vaterland ein paar rostiggesunde Mädchen und vier oder fünf kernfrische, wohlgezogene Buben schenkt, Buben, die man brauchen kann in Krieg und Frieden, weil sie ein gutes Herz und starke Hände haben, dann wird das seine herrlichste Frauenspende sein.

Aus dem Auffsatzheft vom Britli Wüest.

Das Theater.

Das Theater ist ein Haus, wo die Bretter die Welt bedeuten. Es ist aber manchmal keine schöne. Diese Welt wird nicht vom Herrgott regiert, was man auf der Stelle merkt.

Hier hat es zwei Meister, die Leute und die Mode, weiter hinten kommt dann noch der Theaterdirektor. Die Mode ist die dümmste Regentin wo es gibt, aber sie ist frech dabei, deshalb kommt sie oben auf. Es gibt Schauspiele und Opern. Schauspielen ist schon schwer, aber Schausingen ist noch ärger.

Es können nur solche singen, wo eine Stimme haben; die wo höch oben singen sind Tenöre, wenn es Mannenvölicher sind. Die Weibervölicher sind dort oben Prima-Tonnen, oder Soprane. Etwas weiter unten kommen die Baritonnen, auch Mezger-Soprane genannt. Die Damen werden in dieser Höhe „alt“. Uelter werden sie aber nur inwendig, außenfür wollen sie immer jung sein.

Dann kommen die Bässe. So weit hinunter kommen aber die Damen nicht.

Von den Opern täten mir die vom Herr Wagner am besten gefallen, wenn er nur nicht so fest musiken ließe. Die wo singen müssen dann den Mund so erschrecklich weit aufsperrn, daß man ihnen das Halszäpflein sieht, was nicht schön ist, auch ist es im Eintrittspreis nicht inbegriffen.

Wenn einem „Der Trompeter von Säckingen“ auch gefällt, so muß man es für sich behalten, sonst bekommen die Leute Mitleid, was nicht herrlich ist.

Es gibt immer Leute, wo zu spät in's Theater kommen und dann noch lange herumstürcheln, wenn man losen möchte, was auf der Bühne geht. Es macht aber nichts, weil viele dafür so gut sind fortzugehen, wenn es noch nicht aus ist, was die Sache wieder ausgleicht.

Man kann nur in den Pausen Bier trinken, bis es läutet. Wenn das Theater aus ist, so kann man trinken so lang man will, weßhalb die wo Durst haben so springen.

Britli.